

0

Ruth liebt die Stille des frühen Morgens, wenn noch kein Flugzeug den heraufziehenden Morgen zerreißt, die Nacht sich langsam zurückzieht und der neue Tag mehr und mehr an Kontur gewinnt.

Neben ihr atmet Edgar gleichmäßig. Er hat in der Nacht sehr unruhig geschlafen, was in der letzten Zeit immer öfter vorkommt. Ruth hat mehrfach ihre Hand an seine Schulter gelegt, sanft, so wie sie das früher bei ihren Kindern gemacht hat, wenn sie beruhigt werden mussten. Nach einer Weile ist sein Schlaf wieder ruhiger geworden. Ruth hat neben ihm gelegen, sie hat seinen Atemzügen gelauscht und irgendwann gegen Morgen ist auch sie eingeschlafen. Das Singen einer Amsel hat sie vorhin geweckt.

Seitdem ihre Kinder ein eigenes Leben haben, kein einfaches, wie sie ihnen das gewünscht hätte, ist es zwischen ihr und Edgar leiser geworden. Es gibt keine aufgeregten Diskussionen mehr, nichts hallt mehr in der Wohnung, es gibt sachliche Gespräche, vertrautes Schweigen und viel Alleinsein, da Edgar gern lange im Büro ist und Dienstreisen liebt. Die Freiräume, die ihr seine Reisen verschaffen, weiß sie noch immer nicht recht zu nutzen. Sie ertappt sich dabei, dass sie während seiner Abwesenheit seine Musik hört und Fotoalben anschaut und sie dabei immer ein seltsames Gefühl befällt, weil die Fotoalben ihr unmissverständlich zeigen, wie schnell die Zeit über sie hinweggegangen ist.

Der Auszug der Kinder – der Sohn sehr früh, die Tochter deutlich später – hat sie und Edgar auf sich selbst zurückgeworfen. Dass sie nach all den Jahren ihres Zusam-

menlebens nach wie vor gut miteinander auskommen, erstaunt sie gelegentlich, denn viele Gemeinsamkeiten gibt es zwischen ihnen beiden eigentlich nicht mehr. Edgar hat seinen Beruf, der in Wahrheit seine Familie ist. Ihren Beruf hat sie der Familie wegen aufgegeben und, als die Kinder alt genug waren, immer eine gewisse Scheu davor gehabt, sich wieder in einen Schulbetrieb hineinzufinden.

Für einen kurzen Augenblick schließt Ruth ihre Augen. Sie genießt es, gesteht sie sich ein, neben diesem schlafenden Mann zu liegen, der ihr Mann ist. Sie genießt es, seine Wärme zu spüren, sie kann dem Schicksal dankbar sein, dass es ihr einen Mann beschert hat, mit dem sie nicht jeden Tag den Gedanken aufs Neue aushandeln muss, dass Liebe und Glück zwischen einem Mann und einer Frau nur funktionieren können, wenn man einander auf Augenhöhe begegnet.

Eine ganze Weile lauscht sie noch seinen gleichmäßigen Atemzügen, dann erhebt sie sich vorsichtig von ihrer Bettseite, zieht sich den Bademantel über und verlässt das Schlafzimmer.

Im Esszimmer öffnet sie die Terrassentür, eine vertraute Geste, die, wie sie zu sagen pflegt, den neuen Tag einlädt, bei ihnen Gast zu sein.

Auf dem Rasen im Garten und den Dächern der Nachbarhäuser liegt – Spinnweben gleich – dünner Morgentau, angelächelt von einer mageren Morgensonne. Es wird ein klarer, kühler Tag werden, an dem sie und Edgar sich, wie jeden Tag, nach dem Frühstück trennen und bis zum Abend getrennte Wege gehen werden.

In der Ferne hört sie die dumpfen, monotonen Autogeräusche der Stadtautobahn.

Auch ihr Leben ist eine Art Rauschen, denkt sie. Die Zeit fließt dahin, man wird älter und bequemer. Manchmal denkt sie auch, dass sie nicht viel aus ihrem Leben gemacht hat.

Ohne dass sie es merkt, tritt Edgar hinter sie, auch er im Bademantel, das Haar vom Schlaf noch zerzaust. Wortlos umfasst er mit seinen Händen ihren Kopf, sie zuckt kurz zusammen, dann aber, als er sie küsst, erst auf ihren Scheitel, dann auf den Nacken, hält sie still, genießt die Lust, die ihr sein Kuss bereitet.

Zu kurz ist der intime Augenblick, zu kurz, um ihn intensiver zu genießen, die Sanftheit seiner Lippen wirklich zu spüren. Sie dreht sich zu Edgar um, seine Hände verrutschen, sie lächelt, sie sagt in seine rechte Hand hinein: „Habe ich dich geweckt?“

Er schüttelt langsam den Kopf. „Nicht direkt, aber ich habe dich neben mir vermisst ...“, antwortet er.

Zusammen gehen sie in ihr Schlafzimmer zurück.

Etwa eine halbe Stunde später, als sie sich voneinander verabschieden, berührt sie mit ihrer Hand zart seine rechte Wange, ihr ist klar, ein Leben ohne diesen Mann kann sie sich beim besten Willen nicht vorstellen.

„Bis heute Abend“, sagt er leichthin. „Ich weiß noch nicht, wie spät es wird, aber ich rufe dich an, sollte es sehr spät werden.“

1

Will man nach Venedig reisen, muss man sich dem Wasser anvertrauen, sagte sich Ruth, wie um sich selbst Mut zu machen, als sie das Fährgastschiff betrat, das sie in die Lagunenstadt bringen sollte.

Ruth wählte einen Fensterplatz. Wellen tanzten um das Schiff, Ruth sah ihnen gedankenverloren zu, sie hatte Angst vor dem Unbekannten, das sie in Venedig erwartete.

Was, wenn sie dem allen nicht gewachsen war?

Als alle Neuankömmlinge einen Platz auf dem Boot gefunden hatten und die Koffer auf dem Vorderdeck verstaut waren, trat für einen kurzen Moment eine meditative Stille ein. Wie ein stummes Abschiednehmen vom vertrauten Festland und ein kurzes Sich-Sammeln, bevor das Boot zu jener Sehnsuchtsinsel hinfuhr, von der man sich einiges versprach. Das Boot legte ab, glitt übers Wasser in die morgendliche Lagune, von Motorengeräuschen begleitet, die Ruth erschreckten. Die krächzenden Töne, die noch stärker wurden, sobald das Schiff weiter an Fahrt gewann, kratzten an ihren Nerven.

Hatte Edgar dieses Boot benutzt? Was hatte er gedacht, wenn er auf Venedig zufuhr, allein, und dabei hinter sich ließ, was ihn andernorts ausmachte? Aber was machte ihn wirklich aus? Das, was sie an ihm kannte, oder das, weswegen sie hergekommen war? Dieser ihr unbekannte Edgar machte ihr Angst. Bestimmt hatte er sich auf der Überfahrt in die Lagunenstadt nie so unsicher gefühlt wie sie jetzt gerade. Hatte ihn der Anblick all der Paare beflügelt, die aufregenden Tagen in Venedig entgegenfieberten? Vielleicht dachte er an eigene aufregende Tage ...

Um sie herum entstand ein lebhaftes Gemurmel, Reiseführer wurden aufgeschlagen, Orte und Plätze benannt, die man unbedingt sehen wollte, Pläne für den Abend geschmiedet. Keine Frage, um sie herum freute man sich auf Venedig. Ein Gefühl von tiefer Einsamkeit beschlich sie.

Murano lag bereits hinter ihr, links tauchte jetzt die Friedhofsinsel San Michele auf und vor ihr schon die Silhouette Venedigs, vage, fragil, als sei diese Stadt es müde, sich jeden Tag aufs Neue mit den Hoffnungen und Erwartungen der in Scharen ankommenden Menschen befassen zu müssen.

Das Kabinenboot drosselte den Motor, näherte sich Venedig nun langsamer – mit dem gebotenen Respekt gegenüber dieser in die Jahre gekommenen Stadt, kam es Ruth an ihrem Fensterplatz vor.

Die Piazzetta lag an diesem frühen Morgen still da. Ein paar Möwen flatterten zwischen Wasser und Land lustlos hin und her, dann wieder hintereinander, als wollten sie eine Brücke bauen zwischen dem Bacino, wo von den stromauf und -abwärts eilenden Booten eine energische Entschlossenheit ausging, und der Piazza, die sich offenbar noch zu nichts aufraffen konnte.

Sie hatte das Richtige getan, sagte sich Ruth beim Anblick der menschenleeren Piazza. Sie hatte sich das zwar schon ein paar Mal gesagt, auf dem Weg zum Flughafen, während des Fluges, auf dem Weg zum Vaporettoanleger, doch zu keinem Zeitpunkt war sie wirklich überzeugt gewesen.

Nur eines wusste sie genau: Sie hatte nicht länger zu Hause sitzen und ein Foto anstarren können, das ihr ganzes bisheriges Leben in Frage stellen wollte.

Sie hatte das Foto in Edgars Schreibtisch in einem gelblich-braunen Umschlag zwischen Mails, Notizen und Redesketzen gefunden. Die Frau auf dem Foto hatte sie ernst angesehen, und die Stärke, die von ihrem Blick ausging, hatte ihr alle Kraft geraubt, sie war sich klein, unbedeutend, vorgekommen.

Noch jetzt schauderte es Ruth bei dem Gedanken daran, wie sie in ihrer Vierzimmerwohnung gesessen und zu begreifen versucht hatte, was ihr das Foto sagen wollte, sich aber alles in ihr weigerte, zu begreifen, was doch offensichtlich war. Fantasien, die sie kränkten, hatten sich ihr aufgedrängt, sie mündeten in Selbstgesprächen, in denen sie Edgar zur Rede stellte, was ziemlich unbefriedigend war, da er ihr ja nicht antworten konnte und jedes Befragen unweigerlich damit endete, dass sie, hilflos das Foto betrachtend, beschloss: „Ich glaube dir nicht.“

Nachts hatte sie stundenlang wachgelegen, in die Dunkelheit gestarrt und sich an Edgars Nähe erinnert. Morgens konnte sie sich dann zu nichts aufraffen – wozu auch. Und so war sie immer später aufgestanden, zuletzt erst gegen Mittag oder am Nachmittag. Als ihre Tochter Silke nüchtern feststellte: „Du lässt dich schrecklich gehen, Mama, siehst du es denn nicht selbst?“, war es, als erwache sie aus einem schrecklichen Albtraum.

Und jetzt war sie hier – in Venedig.

Dabei passte es so gar nicht zu Edgar, Dinge vor ihr zu verheimlichen. Es passte auch nicht zu ihm, heimliche Affären zu haben. Sie kannte Edgar als einen Mann der klaren Worte, manchmal auch verletzenden Worte. „Wer nicht aufrichtig ist“, hatte er einmal gesagt, „den stellt das Leben, und dann gibt es kein Entkommen.“

Ruth lachte innerlich und verachtete sich dafür, denn es war ein bitteres Lachen. Es war das Lachen einer Frau, die sich um etwas sehr Wesentliches betrogen fühlte: Achtung, Respekt, Ehrlichkeit.

Sie hatte wiederholt darüber nachgedacht, ob sie in ihrem Leben mit Edgar etwas übersehen oder vielleicht nicht ernst genommen hatte, ob ihm etwas gefehlt haben könnte, das er anderweitig zu finden gehofft hatte, aber wenn man ins Grübeln kam, fielen einem immer irgendwelche Dinge ein, die einen nur noch mehr verunsicherten. Wenn ein älterer Mann das Foto einer jungen hübschen Frau in seinem Schreibtisch versteckt hielt, dann war er doch entweder verrückt oder er hielt sich eine Geliebte.

Ruth schloss ihre Augen. Wieder sah sie vor sich das Gesicht, sah das angedeutete Lächeln um die Mundwinkel, sah es als den Hinweis auf ein Geheimnis, das niemand dieser Frau würde entlocken können, wenn sie es selbst nicht wollte.

Dieses geheimnisvolle Lächeln hatte sie an manchen Tagen rasend gemacht, an anderen in eine tiefe Depression sinken lassen. Keine Frage, diese andere Frau wusste, was sie wollte. Die Lässigkeit, mit der sie ihre dunklen Locken hochgesteckt hatte, um so ihr schmales, fein gezeichnetes Gesicht mit all seinen Vorzügen noch besser zur Geltung zu bringen, war ebenso eine Aufforderung an den Betrachter wie der halbschräge Blick und sollte vermutlich heißen: Ich bin nicht umsonst zu haben. Jung und erotisch, verführerisch. War es das, was Edgar beeindruckt hatte? Gab ihm diese Frau ein Gefühl von Jugend zurück? Oder hatte sie eine Seite in Edgar angerührt, an der er schon immer höchst empfänglich gewesen war? Den Beschützer hatte Edgar

schon immer gerne gespielt. Andererseits, war nicht jeder Mann nach mehr als dreißig Jahren Ehe empfänglich für Neues, dafür, der Jugend zu imponieren?

Ruth entfuhr ein tiefer Seufzer. Unsäglich oft hatten sie in den letzten Wochen diese Fragen gequält. Sie hatte geglaubt, ihren Mann durch und durch zu kennen, sie hatte ihm blind vertraut, immer, und nun war ihr, als kenne sie lediglich ihr Bild von ihm und als habe er sie im Glauben darüber gelassen, dass ihr Bild mit dem seinen übereinstimmte und alles zwischen ihnen in Ordnung sei, und vielleicht war ja auch alles gut gewesen bis zu dem Zeitpunkt, an dem diese Frau in sein Leben getreten war.

Tränen schossen ihr in die Augen, sofort ärgerte sie sich darüber. Wie konnte sie auf diesem Boot der Freude in Tränen ausbrechen, das war doch nur zu peinlich. Schnell schloss sie die Augen, um nicht irgendjemandes Mitleid auf sich zu ziehen.

Was sie so sehr schmerzte, war weniger die Tatsache, sich von dem Augenblick an, da sie das Foto in ihren Händen gehalten hatte, als Frau und Partnerin in Frage gestellt zu sehen, auch nicht so sehr, dass sie alt war und die andere um ihre Jugend beneidete. Was sie wirklich schmerzte, was sie beinahe umgebracht hätte, war die Erkenntnis: Dieses Foto hob mit einem Schlag all das auf, was bisher zwischen ihr und Edgar gegolten hatte.

Amore mio. Altrimenti, vengono i fantasmi veneziani – hatte jemand, vermutlich diese Frau, auf das Foto geschrieben, und wenn Ruth zunächst auch nicht die Bedeutung der Worte verstanden hatte, so hatten sie aber doch allein schon beim lauten Aussprechen wie ein zärtliches Codewort unter Liebenden geklungen.

Vielleicht lag es an dem Ort, auf den sie gerade zusteuerte, dem Zittern, weil sie der anderen sehr nahegekommen war, dass sich deren Bild ihr jetzt in erdrückender Weise aufdrängte. Aus dem geheimnisvollen Lächeln wurde ein fast überhebliches, aus den dunklen Augen strahlte die Überlegenheit einer Siegerin. Wusste diese Frau, was passiert war? Wusste sie, dass es in dieser Sache für niemanden mehr einen Sieg geben würde?

Unter den überwiegend jungen Paaren, die das Boot an diesem Morgen aus aller Welt nach Venedig brachte, kam eine geschäftige Unruhe auf, die Ruth jedoch nicht mitbekam, weil sich schwarze Gondeln in ihr Blickfeld schoben. *Servizio Gondole*, las sie. Noch waren die Gondeln mit blauer Persenning bedeckt und an Pfähle gebunden, die dunkel aus dem milchiggrauen Wasser ragten, bald aber würden sie mit Paaren besetzt sein, für die eine Gondelfahrt der Höhepunkt ihres Venedigbesuches war. Einige Pfähle waren mit Moos bedeckt und durch jahrzehntelanges Stehen im Wasser beschädigt, auf zweien saßen Möwen, den Kopf tief ins Gefieder gesteckt.

Ruth erinnerte sich an Verhandlungen mit einem Gondoliere, der den Preis für eine Fahrt in seiner Gondel dadurch in die Höhe zu treiben versuchte, dass er ihnen prophezeite, in weniger als fünf Jahren sei die *Serenissima* verschwunden, für immer eingefordert vom Meer, und dann werde man tauchen müssen, um noch etwas von der Pracht Venedigs zu Gesicht zu bekommen. In einer Gondel durch Venedig zu gleiten sei deshalb ein Muss, gerade jetzt. Die Steine Venedigs, die bunt durcheinandergewürfelte Archi-

tektur, ja, ganz Venedig würde sich, wenn auch vor Alter ächzend, vor ihnen verneigen, etwas Schöneres gäbe es nirgends. Sie hatten auf einer der unzähligen Brücken gestanden, die die Wasserstraßen der Stadt überspannten, am Fuße der Brücke der Gondoliere, sein prächtiges Boot vertäut im Rio daneben, wie etliche andere auch. Der Gondoliere schwenkte seinen Strohhut, er verbeugte sich galant, er bestand darauf, ihnen sein prächtiges Boot zu zeigen. Sie hätte schon gerne eine Gondelfahrt gemacht, wusste aber, Edgar hasste Boote, ihm wurde auf jedem Boot schlecht. Der Gondoliere sah ihre Unschlüssigkeit, er wandte sich nun an Edgar, als handele es sich hier um eine Angelegenheit unter Männern, er sagte, am Tag zuvor sei der Schriftsteller Saul Bellow Gast in seiner Gondel gewesen, und augenblicklich hatte er Edgar am Haken, denn Edgar fragte nach, er wollte alles ganz genau wissen, er war sogar zu einer Gondelfahrt bereit, und wäre sie nicht dazwischengegangen, denn sie war sich sicher gewesen, der Gondoliere hatte zuvor Edgars literarische Hymnen auf die Stadt mitbekommen, sie hätten seinerzeit einen für ihre finanziellen Verhältnisse horrenden Preis für die Gondelfahrt bezahlt. Sie seien, hatte sie sich eingemischt, weder berühmt noch reich, sie seien einfache Literaturstudenten, die sich gerade auf Hochzeitsreise befänden. Ihr Mann habe Bellow lediglich beispielhaft für die vielen Literaten genannt, die sich bereits in Venedig aufgehalten hatten, außerdem werde ihm auf Booten immer schlecht.

Edgar hatte geschwiegen.

„Auf Hochzeitsreise“, hatte der Gondoliere gemurmelt und sich mit seinem Hut nachdenklich am Kopf gekratzt. Er hatte sie ohne jede Scheu angesehen, und ohne Edgar

weiter zu beachten, hatte er gelächelt und gesagt, er habe eine Schwäche für schöne Frauen, er habe vor allem eine Schwäche für Hochzeitspaare, dabei lächelte er noch breiter, weswegen er ihnen einen besonderen Preis mache, einen ihn ruinierend niedrigen Preis, den sie auf keinen Fall ablehnen dürfe, wolle sie ihn nicht kränken. Mit einem Blick auf Edgar schob er nach, in seiner Gondel würde niemandem schlecht, dafür stehe er gerade.

Wie hatten sie danach über die ganze Geschichte gelacht! Edgar hatte gesagt: „Wenn es hier kompliziert für uns wird, Ruth, dann schicke ich dich vor. Du machst bei den Leuten Eindruck.“

Wie leicht und unkompliziert ihr vor mehr als dreißig Jahren das Leben in dieser Stadt vorgekommen war. Lag das daran, dass sie damals für jede Form von Leichtigkeit offen gewesen war, offener als jetzt, weil sie damals jung und glücklich und auf Hochzeitreise mit dem Mann war, der ihr alles bedeutete?

Zwei Tage zuvor hatten sie geheiratet, ein kleines, sehr katholisches Fest war es gewesen, dass sie aus der Enge ihrer Jugendzeit befreite und ihr die Tür zu einem neuen Leben öffnete, in dem sie erfuhr, dass Selbstbewusstsein immer aus Bestätigung entsteht. Edgar schien es darauf angelegt zu haben, in allem, was sie sagte oder tat, etwas Gutes zu sehen. In seiner Nähe wurde ihre Unsicherheit kleiner, sie traute sich einfach mehr zu.

Jetzt hingegen war sie allein und misstrauisch und zutiefst verunsichert.

Die damalige Reise, ihre erste Reise überhaupt, war ein Geschenk seiner Eltern gewesen und hatte Ruths Mutter, die sich derartige Geschenke nicht leisten konnte, zutiefst

gekränkt. Man hätte sich doch abstimmen können, hatte sie gesagt, und damit nicht ganz Unrecht gehabt. „Für einen hoffnungsvollen Deutschlehrer und seine junge liebenswerte Frau“, hatte auf dem Umschlag mit den Reiseunterlagen gestanden. Und: „Mögen euch allzeit Liebe, Vertrauen und gegenseitiger Respekt begleiten.“

Auch Edgar hatte nicht gerade begeistert reagiert. „Ich kann es mir gerade jetzt nicht leisten zu verreisen“, hatte er gesagt. Und dann waren da ja auch noch die Schiffe, an denen man in Venedig nicht vorbeikam.

Eine sachte Berührung an ihrer Schulter ließ Ruth aus ihren Gedanken auffahren. Sie blickte in das unrasierte, graue Gesicht des alten Bootsführers, ein kleiner kompakter Mann in robusten Hosen, Schuhen und blauem Strickpullover, der vorhin an der Anlegestelle am Flughafen unwirsch „Avanti, avanti!“ ausrufend ihren schönen neuen Koffer entgegengenommen und – wie sicher schon unzählige Male zuvor – andere neue Koffer lieblos in einer Ecke des Vorderdecks verstaut hatte. Wer ständig mit Altem lebt, kann mit Neuem nicht viel anfangen, hatte sie denken müssen, als sie dem Mann zugesehen hatte.

„Tutto bene, Signora?“

„Diese Stadt ... Ich bin nicht zum ersten Mal hier ...“

Der Bootsführer zuckte mit den Schultern, was wohl heißen sollte, dass er nicht verstand, was sie ihm gesagt hatte, oder dass er solche Sätze zu Genüge kannte. Mit einer energischen Kopfdrehung zum Bug des Schiffes hin machte er sie darauf aufmerksam, dass das Boot inzwischen nicht nur an der Haltestelle San Marco/Vallaresso angelegt

hatte, sondern wieder bereit war, zur nächsten Anlegestation weiterzufahren.

„Oh“, bemerkte sie und stand eilig auf, um zum Ausgang zu eilen, ehe es zu spät für sie war.

Vom Bootsführer kam nur ein knurrender, wenngleich nicht unfreundlicher Laut.

Fremde Orte verunsicherten sie, am liebsten war sie dort, wo sie sich auskannte, nicht dort, wo sich der nächste Schritt erst aus dem vorherigen ergab, und so zögerte sie noch einen Augenblick, ob sie tatsächlich hier aussteigen sollte oder doch erst an der Endhaltestelle, von der sie nicht einmal wusste, wo diese war; plötzlich war ihr danach, das direkte Wiedersehen mit dieser Stadt noch etwas hinauszuzögern.

„Thank you“, sagte sie, als sie sah, dass der Bootsführer ihren roten Koffer auf der Landungsbrücke abstellte. Der Mann reichte ihr nun beflissen seine Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

„What’s your name?“, fragte er.

„Ruth“, antwortete Ruth, obwohl sie dachte, dass ihn das eigentlich nichts anging.

Er antwortete mit einem schiefen Grinsen, fasste ihre Hand noch ein wenig fester, wobei er etwas vor sich hinhinmurmelte, das sie nicht verstand.

Sie lächelte freundlich, bedankte sich für seine Hilfe.

„Attenzione“, kam es jetzt vom Bootsführer, und es sah aus, als wolle er ihre Hand so schnell nicht wieder freigeben.

Ruth spürte seine raue, starke Hand, spürte die Sicherheit, die ihr diese Hand gab, und betrat problemlos den unsicheren Steg, von hinten ein knurriges „Arrivederci“

hörend. Dann legte das Kabinenboot ab, und als Ruth sich umdrehte und ihm nachsah, stand der Bootsführer noch immer am Ausstieg und grinste so breit, dass eine Reihe gelber Zähne und eine Lücke unten rechts deutlich sichtbar wurde.

2

Sie sah sich um. Nichts von dem, was sie sah, kam ihr bekannt vor. An welcher Anlegestelle waren sie und Edgar seinerzeit an Land gegangen? Sie wusste es nicht mehr. Vor ihr lag eine schmale Gasse und am Eingang, rechts, Harrys Bar. Hemingway war gerne hier gewesen, wusste sie aus einem Buch über ihn.

Einige der Fahrgäste, die mit ihr an diesem Morgen angekommen waren, hatten bereits das Ende der Gasse erreicht, als gelte es, keine Zeit verlieren, als wolle man in kurzer Zeit so viel wie möglich von Venedig sehen. Andere strebten der Piazza zu, vielleicht, um im Morgennebel im ältesten Café Europas, dem Florian, einen Caffè oder einen Aperitivo zu sich zu nehmen, wie es die alten Venezianer und Literaten taten – oder man glaubte, dass sie es taten.

Ruth war unschlüssig, was sie als Erstes tun sollte. Die Ankunft in Venedig überwältigte und verunsicherte sie. Wehmütig dachte sie, wieso sie eigentlich nie wieder mit Edgar hergekommen war, ohne eine Antwort auf diese Frage zu haben.

Neben ihr gluckerte das Wasser im Canal, schwappte mit einem schlüpfenden Ton gegen die Kaimauer, Seufzern gleich und wie aus einem nach Fäulnis riechenden Mund. An den Eichenpfählen, die aus dem Wasser ragten, den Treppenstufen, die ins Wasser führten, wuchsen Moos und Muscheln. Unrat trieb auf dem Wasser. Auf den ersten Blick wirkte die Stadt im morgendlichen Nebel düster, verarmt, billigen Plunder feilbietend, aber sah man genauer hin, konnte man durchaus erkennen, dass die Stadt mehr zu bieten hatte: eine die Jahre überdauernde Würde und jenen

geheimnisvollen Glanz, der in unzähligen Werken über die Stadt beschrieben worden war. Und vielleicht ist es noch immer so, dachte Ruth, Venedig – so hatte sie das bei ihrem ersten Besuch empfunden – ließ sich nur ungern in die Karten blicken.

„Ich persönlich glaube eigentlich nicht, dass Venedig dem Untergang geweiht ist“, hatte seinerzeit der Gondolier zum Abschluss der Fahrt gemeint.

„Ein guter Verkaufstrick“, hatte sie daraufhin gesagt.

Ihr Blick ging hinüber zur Kirche Santa Maria Salute, sie wirkte im Morgendunst so wuchtig wie gespenstisch, ebenso die Redentore-Kirche auf der dahinterliegenden Gudecca-Insel, beide sichtbares Zeichen der Dankbarkeit, als man die Pestepidemie in der Stadt besiegt hatte.

„Hoffnungsträger gibt es viele in dieser Stadt.“ Edgar hatte das gesagt. Auch der Carnevale war erfunden worden, um den Menschen während der Pest Hoffnung und Zuversicht zu geben.

Beides brauche auch ich jetzt, dachte Ruth. Wie sollte sie, die vollkommen Reiseunerfahrene, sich in dieser Stadt, die sie nicht kannte, zurechtfinden? Wie sollte sie finden, wonach sie suchte? Sie entnahm ihrer Handtasche Edgars Reiseführer, fühlte dabei das Foto, sofort stellte sich neues Unbehagen bei ihr ein und sie konzentrierte sich ganz auf den Zettel, den sie im Reiseführer aufbewahrte. Er enthielt Name und Adresse der Pensione, zu der sie wollte; sie ermahnte sich, keine Zeit zu verlieren. Über diese Entschlossenheit wiederum musste sie lächeln, kurzerhand schlug sie den Weg zur Piazza ein, wissend, vor Mittag war ihr Zimmer in der Pensione ohnehin nicht frei.